



JARKA KUBSOVA

**IM LICHT
DES NEUEN
TAGES**

ROMAN



S. FISCHER

Gefördert mit einem Arbeitsstipendium für Literatur und
Comic der Behörde für Kultur und Medien Hamburg.

Erste Auflage August 2026

Erschienen bei S. FISCHER

Für diese Ausgabe:

© 2026 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-10-397497-3

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@fischerverlage.de

Für dich, Babi

WIE DU MICH ANSIEHST, Betty. Wie du über den Fluss hinweg zu mir am Waldrand herüberstarrst. Ich verberge mich nicht. Du willst näher treten, das sehe ich dir an, denn ich schaue zu dir zurück. Aber du traust dich nicht, Betty. Man hat dir verboten, zum Wasser zu gehen, und du hältst dich daran. Was du alles verpasst. Diese Wildheit, dieses Rauschen, mit dem der Fluss zwischen den Weiden und dem Wald hindurchrast. Er steckt einen an damit. Die Älteren wissen das, deswegen verbieten sie den Kindern, ans Ufer zu gehen. Weil man dort lachen und kreischen möchte, man will gegen den Fluss anschreien, sich mit ihm messen, sich in ihn hineinwerfen, ihm alles überlassen. Ich tue das manchmal, du hast es gesehen. Aber du darfst das nicht. So viel, das du nicht darfst. Nicht einmal jetzt weitergehen. Da, deine Großmutter ruft schon nach dir. Hör besser auf sie, sei brav, Betty, sonst endest du noch so wie ich. Frei, wild und ungeniert.

Da kommt die Alte schon, um dich fortzuziehen, deine *babička*. So ein sprödes Weib und so herrisch. Geschrieben hast du das aber nicht über sie, geschrieben hast du das Gegenteil. So bist du eben, taktvoll und loyal. Und deine Geschichten sind eben Geschichten, erfunden und erdichtet; sie sind Märchen. Es war einmal und war auch nicht.

Später haben die Leute dann doch ein paar Wahrheiten

über deine *babička* herausgefunden, nach deinem Tod, als sie angefangen haben, dein ganzes Leben zu durchkämmen, jeden Stein umzudrehen, jedes Detail über dich war auf einmal interessant. Nach deinem Tod, da warst du plötzlich wer. Endlich achteten und würdigten sie dich, endlich wussten sie, was sie an dir hatten. Und an den Geschichten, die du ihnen geschenkt hast. Wie verlogen das war. Denn als du noch lebstest, hat es keinen interessiert, dass du fast verhungert bist, weil niemand dich für dein Schreiben anständig bezahlen wollte. In einem schimmeligen Zimmer hast du gesessen, die letzte Kerze brannte herunter, das Papier ging dir aus. Wie bitter du geweint hast. Zu Recht. Ach, Betty ... Du selbst, mit deiner regen Phantasie, hättest dir nicht ausmalen können, wie sehr man dich noch verehren und in den Himmel loben würde. Aber alles zu spät, alles erst nach deinem Tod.

Die Flunkereien über deine Großmutter hat man dir gern verziehen. Was du über mich erdichtet hast, hat kaum einer in Frage gestellt. Und so bin ich für die Leute das geblieben, was du aus mir gemacht hast: die verrückte Viktorka, die Wilde im Wald, die verzweifelte Kindsmörderin. Diese Version von mir hast du der Welt hinterlassen.

Du hast mich früh sterben lassen auf dem Papier – obwohl ich noch am Leben war, während du über mich geschrieben hast. Warum hast du das getan? Hieltest du es für einen Akt der Gnade? Passte es einfach in deine Dramaturgie? Wolltest du mich bestrafen für das, was ich angeblich getan hatte? Was wusstest du denn schon darüber. Oder wolltest du mich etwa erlösen? Nein, das kann nicht sein, Betty, denn du hast geahnt, dass mein Leben nicht schlecht war. Du hattest kein Mitleid

mit mir. Du hast mich beneidet. Du wusstest, dass ich etwas gefunden hatte in diesem Wald, das du niemals haben würdest. Ich war versehrt, aber ich war frei, während du gefangen warst. Dafür konntest du nichts, so waren die Zeiten eben. Vor allem für Frauen. Vielleicht hast du mich ja sterben lassen, weil so viel von dir selbst nicht lebendig sein durfte.

Aber die Wahrheit ist, ich habe dich überlebt, lange sogar. Jahrzehnte habe ich noch in diesem Wald verbracht. Du lagst schon in der Erde, mit einem schweren Stein auf der Brust, aber ich habe noch getanzt und gesungen. Ich habe gefroren und gehungert, das auch. Und Dinge gesehen, die man nur im Wald sieht und nur am Höhepunkt der schwärzesten Nacht. Wenn du wüsstest, was für Geschichten der Wald freilegt, wenn man nur lang genug bleibt, wenn man die Pfade verlässt, wenn man sich auf den Boden legt, wenn man sich an die Wurzeln der Bäume schmiegt und tief in das Moos hineinsinkt. Erst hört man den Wald atmen. Dann flüstern. Dann gibt er die Dinge preis, die er aufbewahrt. Ich habe es gehört. Ich höre es noch. Denn ich bin noch immer hier, ich bin im Wald und in den Weiden, ich sitze noch immer am Fluss und in den Bäumen und ich warte, bis wieder eine herübersieht. Bis eine mich wirklich sieht und dann die ganze Geschichte erzählt – wie es einmal war und wie nicht.

ES WAR IN DER VIERTEN oder fünften Woche, die ich in dem Haus im Wald verbrachte, als mir plötzlich und ohne jeden Anlass Viktorka in den Sinn kam. Ich sah sie, draußen, in etwas Entfernung, aber so deutlich, als wäre sie lebendig. Sie huschte zwischen den Baumstämmen hindurch, das lange, weiße Hemd am mageren Leib zerschlissen und fadenscheinig. Ihr Rücken war rund, als beugte sie sich über etwas, das sie nah am Körper in den Armen trug. Aber die Geste war nur angedeutet, ihre Arme waren leer. Sie wusste das und wusste es auch nicht. Ihr Blick war von dieser Verwirrung ganz verzweifelt. Und dann ihr Klagen und Wimmern – die Bäume warfen es hin und her, ließen es widerhallen, mal lauter, mal leiser. Schreie im Wald klingen anders. Jeder einzelne von ihnen traf ins Mark.

Ich wusste genau, was Viktorkas Arme nicht hielten, ich wusste genau, wonach sie rief. Und noch während ich das Echo ihrer Wehklagen zu hören glaubte, erwachte ein alter Schmerz in mir.

Es war Jahrzehnte her, dass ich ihre Geschichte gelesen hatte, und trotzdem erschien mir ihr Bild ganz klar und präzise. Wieso war sie aufgetaucht? Wieso musste ich jetzt an sie denken, nachdem ich es so lange nicht getan hatte? Ich fand keine Antwort, nur Mutmaßungen. Vielleicht weil das erste

Mal seit einer Ewigkeit Raum dafür da war. Obwohl Raum nicht das passende Wort ist. Es war Leere. Eine schreckliche, klaffende Lücke hatte sich in meinem Leben aufgetan. Wochen zuvor war Klara aus unserer Wohnung in der Stadt ausgezogen, mein einziges Kind, das ich allein großgezogen hatte.

Lange hatte ich versucht, sie zum Bleiben zu überreden. Sie konnte doch in ihrer Heimatstadt studieren und weiter bei mir leben. Das wäre viel günstiger, redete ich auf sie ein und rechnete es ihr immer wieder vor. Doch Klara plante weiter ein Leben weit weg von mir. Ich sah zu, wie sie mit Eifer Unterlagen zusammensuchte, alle Fristen einhielt, wie sie sich von der aufreibenden Zimmersuche nicht entmutigen ließ und sich auf Jobs bewarb. Ich hätte stolz auf sie sein sollen; auf mein großes, kluges Mädchen. Aber ich sah nur, wie unser Leben zu zweit unaufhaltsam auf eine absehbare Anzahl von Tagen zusammenschmolz.

Der Abschied kam schließlich, dann blieb ich allein in unserer Wohnung zurück, die von Klara beseelt und verlassen zugleich war: das Bett, in dem sie nicht mehr schlief, die Tasse, aus der sie nicht mehr trank, ihr Schrank mit ein paar zurückgelassenen Kleiderstücken und ihrem Duft. Die roten Sprenkel Acryllack am Heizkörper, die ich nach einer ihrer Kunstaktionen in der Küche nicht mehr wegbekommen hatte. Die kleine Kerbe im Türrahmen, die sie mit dem Bobbycar hineingefahren hatte. Die Wucht hatte sie nach vorn geschleudert, sie war mit dem Kopf aufgeprallt. Es war nur eine Beule, aber bis der Arzt in der Notaufnahme mir das versichert hatte, war ich vor Angst schon ganz aufgelöst gewesen. Das Bobbycar hatte ich danach verbannt. Wie leicht es früher gewesen war,

auf sie aufzupassen. Und jetzt war sie so weit weg. Natürlich, ich konnte sie anrufen, und das tat ich regelmäßig. Aber viele Male klingelte das Telefon ins Leere, bis irgendwann der Ton abbrach.

Jan versuchte, mir eine Stütze zu sein, und wie immer ertrug ich es schlecht. Doch diesmal wich ich nicht aus oder wehrte es ab. Diesmal suchte ich ein Haus, für mich allein. Es kam einem Verrat gleich. Denn eigentlich hatten wir über das Gegenteil gesprochen, über das Zusammenziehen. Im Grunde war die Frage zuletzt nur gewesen, ob in seine Wohnung oder in meine. Er hatte schon länger mehr Platz, seit der Trennung von seiner Frau hatten die beiden Kinder nur jede zweite Woche bei ihm gewohnt. Vor drei Jahren waren sie kurz nacheinander ganz ausgezogen und gingen ihre eigenen Wege.

»Das Zimmer mit Blick auf den Hinterhof wäre perfekt zum Schreiben für dich, findest du nicht?«, fragte er öfter mal.

Fand ich auch. Das Zimmer war ruhig und schön, und zusammenzuziehen schien nur logisch. Wir waren seit fast fünf Jahren ein Paar. Jan war Bühnenbildner. So hatten wir uns kennengelernt. Als ein Roman von mir am Theater inszeniert wurde, hatte jemand uns einander vorgestellt. Wir gaben uns die Hand. Er hielt meine etwas länger fest und schaute mich dabei an, als würde er in mir lesen wollen.

»Ich wollte gerade gehen«, sagte ich.

Und er sagte: »Bitte noch nicht.«

Seit geraumer Zeit war es zwischen uns wie bei dieser ersten Begegnung. Ich war auf dem Sprung. Und er hielt mich zurück.

Wenn das Thema mit dem Zusammenziehen aufkam, verschwieg ich ihm die Angst, die dabei in mir aufstieg. Ich verschwieg ihm das beinah schon panische Gefühl, das mich fort-drängte. Fort von ihm, den Schwierigkeiten, die wir hatten, fort von der Stadt, fort von der Trauer um Klara. Ich kannte den Ursprung dieser Angst nicht, aber ich entwickelte die fixe Idee, dass nur ein Leben weit weg von allem die einzige Lösung für meine Probleme sein konnte – vor allem für die, die ich zuletzt mit dem Schreiben hatte. Und dann entdeckte ich das Haus im Wald.

»Du hast das alles also einfach schon beschlossen?« Jans Erschütterung, nachdem ich ihm von der Hütte erzählt hatte.

Da war der Pachtvertrag schon unterschrieben und meine Wohnung untervermietet. Erschütterung meine ich wörtlich, denn da war ein Beben in seinem Gesicht und seinen Händen, ganz zart, aber ich bemerkte es doch.

»Kannst du dir vorstellen, wie sich das für mich anfühlt?«

Ich hatte schon vorher gewusst, dass ich Schaden anrichten würde, nun wusste ich, wie groß er war, und ich schämte mich.

Trotzdem ging ich.

Vielleicht schlich Viktorka sich also in diese plötzlichen Leerstellen in meinem Leben hinein. Vielleicht stimmt auch einfach, was man sagt, und die Vergangenheit holt einen wirklich immer ein. Noch mehr glaube ich allerdings, dass es am Wald lag.

Der Wald war eigenartig. Es war ein Wald, der einen ver-

schluckte. Zumindest war das zunehmend mein Gefühl. Jedes Mal, sobald ich die Einfahrt zum Haus erreichte, war mir, als ob sich die Zweige hinter mir geschlossen hätten, die restliche Welt rückte weit weg. Oft spürte ich dann ein vertrautes Unbehagen in mir aufsteigen. Ich ahnte schon, wo es herrührte, und versuchte, es zu ignorieren. Der Wald drängte sich dann erst recht mit hartnäckiger Präsenz in mein Leben. Ich trug Erde, Tannennadeln und Fäden von Moos ins Haus. Obwohl ich meine Schuhe gründlich an der Tür abstreifte, lag doch immer etwas vom Waldboden auf den Dielen. Jeden Tag fegte ich alles wieder zur Tür hinaus, aber bald lag es dort wieder. In den Ecken wuchsen über Nacht Spinnweben, des Öfteren hörte ich ein Schaben oder Kratzen vom Dach und konnte nur rätseln, wer oder was es verursachte. Ich schreckte auf, wenn es irgendwo knackte oder raschelte, ich hob automatisch den Kopf, wenn sich einer der Äste vor dem Fenster bewegte, als würde er winken, und der Rest stand still. Manchmal huschte etwas einen der Stämme hinauf, aber wenn ich hinsah, war es schon verschwunden.

Mir machten das Rascheln, Knacken und Winken keine Angst, ich hatte ein anderes Problem damit: Es störte mich. Ich war nicht des Waldes wegen hergezogen, ich war nicht hier, weil ich eine Verbindung mit der Natur suchte, ich jagte auch keinem Aussteigertraum hinterher. Ich hatte diesen Ort ausgewählt, weil ich Ruhe suchte, einen Ort zum Schreiben, ohne die Ablenkung der Stadt. Ohne Kerben im Türrahmen, die die Erinnerung an ein helles Kinderweinen lebendig hielten. Ich wollte, dass Jans »bitte noch nicht« verstummte oder mich

weniger quälte. Ich war vor allem wegen der fixen Idee hier, dass ich in der Stille und Leere eine bessere Autorin werden könnte. Ich hoffte, hier die Tiefe zu erreichen, die meinen Büchern fehlte, wie mir manche Kritiken zuletzt bescheinigt hatten.

Diese Stimmen zum letzten Roman waren in der Minderzahl gewesen, und dennoch hatten sie mich mehr verletzt, als ich mir zunächst eingestehen wollte.

»Findest du das auch?«, hatte ich Jan gefragt. »Findest du meine Texte distanziert? Oberflächlich sogar?«

Jan beschwichtigte. Er umarmte mich und versicherte mir, wie sehr er meine Bücher liebte. Ich glaubte ihm, aber ich merkte auch, dass er mit etwas zurückhielt.

»Sei ehrlich, bitte«, drängte ich.

Er ließ mich los und rieb sich die Stirn, eine Jan-Geste, die ich so an ihm mochte. Ich wusste, dass er Worte suchte, die aufrichtig waren.

»Weißt du noch, das Stück *Das kalte Herz*, das bei uns lief?«, fragte er schließlich.

Natürlich erinnerte ich mich daran. Die Bühnenadaption eines Märchens von Wilhelm Hauff. Ich hatte sie mindestens drei Mal gesehen. Allein die Schwarzwaldkulisse, die Jan mit seinem Team entworfen hatte, war spektakulär. Die Baumstämme glichen grün glänzenden Wesen, von den Ästen hingen fleischrote, einsam vor sich hin schlagende Herzen. Die Wurzeln der Bäume pulsierten wie Blutgefäße in dunkler Erde, dahinter war ein schattenreicher, nachtblauer Himmel aufgespannt. Dort, im tiefsten Abschnitt des Waldes, tauschte der arme und unzufriedene Köhler Peter Munk sein Herz

gegen Reichtum und Erfolg. Im Gegenzug setzte ihm ein unheimlicher Flößer einen kalten Stein in die Brust.

»Die Geschichte wird oft so interpretiert, dass es darin um Gier und um Gefallsucht geht. Und das stimmt auch«, sagte Jan. »Aber es gibt noch eine andere Seite: Peter gibt sein Herz nicht einfach nur gegen Geld her. Er wird dazu verführt, weil der Flößer ihm das Versprechen macht, dass mit seinem Herzen auch alle unangenehmen Gefühle verschwinden werden.«

Jan hatte recht, ich erinnerte mich an den Dialog.

»Wo empfindest du es denn, all die Kränkungen, den Kummer, die Ausgrenzungen?«, wollte der Flößer von Peter wissen. »Was, sag an, was genau tut dir dann weh?«

»Mein Herz«, sagte Peter und presste seine Hand auf die pochende Brust. »Aber was kann ich denn nur tun, dass es nicht mehr so ist? Ich gebe mir alle Mühe, es zu unterdrücken, und dennoch pocht mein Herz und tut mir wehe.«

»Du armer Schelm kannst nichts dagegen tun. Aber gib mir das Ding, und du wirst sehen, wie gut du es dann hast.«

Da gab Peter ihm sein warmes, fühlendes Herz und trug von da an einen kalten Stein an dieser Stelle.

»Willst du etwa sagen, dass mein Herz aus Stein ist, Jan?«, fragte ich fassungslos.

»Nein, wirklich, so meine ich es nicht.« Er holte Luft. »Aber wenn du wissen willst, was mir manchmal an deinen Texten fehlt, dann ist es nicht Tiefe, sondern eher ... eine gewisse Wärme. Du schreibst so plastisch, man sieht die Bilder förmlich. Aber manchmal kommt es mir so vor, als ob die Dinge, über die du schreibst, nicht ganz zu dir durchdrängen. Als würdest du bei deinen Texten mehr denken als fühlen.«

Ich fand das haltlos. Ich fand, dass er Dinge vermischte: mein Schreiben und seinen wiederholten Vorwurf, dass *er* nicht zu mir durchdringen würde.

In jedem Fall war es Unsinn. Ich wusste, woran es mir fehlte. Was ich brauchte, war Disziplin. Ich musste besser werden, härter arbeiten, ich musste mich mehr anstrengen. Ich brauchte Raum und Ruhe, und darum brauchte ich dieses Haus.

An dem Tag, an dem ich es das erste Mal besichtigt hatte, versprach es genau die Bedingungen, die ich mir erhofft hatte. Abgelegener hätte es kaum sein können. Auf der Fahrt zu der Adresse, die ich bekommen hatte, ließ ich erst Häuser hinter mir, dann Felder, dann feste Straßen. Irgendwann folgte ich dem Navi mit dem Gefühl, dass der Weg nicht richtig sein konnte. Er wurde buckliger und schmaler, in der Mitte wuchs eine Grasnarbe, und er führte so nah an den Bäumen entlang, dass manche Äste das Autodach oder die Fenster streiften, mit einem Geräusch, als würde etwas aufgerissen.

Irgendwann stoppte ich abrupt, weil ich das Gefühl hatte, da zu sein. Ich stieg aus dem Auto und sah es tatsächlich. Das Haus stand auf einer kleinen Lichtung, es glich mehr einer einfachen Hütte, wie ein Kind sie zeichnen würde; ein Rechteck aus Holz mit spitzem Dach, auf dem ein dünner Schornstein saß. Aus dem Schornstein stiegen gemächlich Rauchschwaden in den blassblauen Himmel.

In etwas Abstand zum Haus standen die Bäume in lockeren Reihen, außer auf der Rückseite, dort wuchsen sie dicht und ineinander verschränkt, beinahe wie etwas Dunkles, Organi-

ches. Das war damals das Einzige, das etwas Unwohlsein in mir auslöste. Aber ich musste diesen unwegsamen Teil des Waldes ja nicht betreten, redete ich mir ein. Ich hatte davor schon einige andere Häuser besichtigt, aber alle hatten irgendeinen Makel, standen in der Nähe einer vielbefahrenen Straße oder zu dicht an Eisenbahngleisen.

Voland, der Verpächter, verstand es außerdem, mir das Haus schmackhaft zu machen. Er trug eine Cargohose, ein grünes Hemd unter einer Weste mit vielen Taschen und auf dem Kopf einen kleinen Hut. Vermutlich war er Jäger. Das reimte ich mir jedenfalls zusammen, denn er hielt sich mit Persönlichem zurück, und ich fragte nicht nach, um Gegenfragen zu vermeiden. Hier wollen Sie leben, alleine, als Frau? Mit so etwas hatte ich gerechnet, aber es kam nicht. Und mir war das recht. Denn es waren Fragen, die ich mir selbst nicht stellen wollte.

Einzig beim Wald war Voland ins Reden gekommen. Er führte mich herum und sagte, dass wir uns in einem Hute- wald befänden. Oder vielmehr in einem Relikt davon. Und weil er mir ansah, dass ich keine Ahnung hatte, was er meinte, erklärte er es mir. Er stützte sich dabei auf einen langen, glatt- geschliffenen Ast; eine Art Wanderstock oder Hirtenstab.

Hute, oder auch Hude, das leite sich von Huth, dem Hü- ten ab, sagte er. Denn genau das hätte man früher in diesen Wäldern getan: Tiere gehütet. Statt zu roden, ließ man sie dort weiden; Kühe, Schweine, Pferde. Sie fraßen Bucheckern, Eicheln, Pilze, aber auch die Baumtriebe und Schösslinge. So entstanden lichte Wälder mit wenig Unterwuchs und groß- kronigen, alten Bäumen.

Er hob den Stock, zog in der Luft einen Halbkreis um uns herum. »Steht alles unter einem besonderen Schutz. Ist quasi ein Urwald hier. Den fasst keiner an, hier holt keiner was raus, was umfällt, bleibt liegen. Was tot ist, nährt anderes Leben. So ein Wald ist beseelt, der speichert Geschichten«, sagte er.

Ich fragte mich, was er damit meinte, aber er redete schon weiter. Andere Häuser gebe es hier nicht, und es würden auch keine dazukommen. Die Hütte sei schon so lange eine Ausnahme, dass keiner mehr wisse, warum eigentlich. Ich solle lieber schnell sein, riet er mir. Ein Angebot wie dieses wäre rar.

War ein geschickter Vermarkter, dieser Voland. Er kriegte mich, ich war schnell.

Seit er mir die Details zum Wald erzählt hatte, waren sie mir präsent: Mal sah ich einen schwerfälligen braunen Ochsen durch das Unterholz brechen, ein anderes Mal, wie eine Ziege sich nach einem Zweig streckte. Ich hörte Hufe über den blätterbedeckten Boden stampfen und das dumpfe Schaben, wenn Pferde sich die Flanken an Eichenstämmen rieben. Ich sah zwischen riesigen Wurzeln einen Hütejungen ruhen, auf seinem schlafenden Gesicht tanzten Sonnenflecken.

Mir Dinge lebhaft vorzustellen, ist etwas, das ich gut kann. Wobei: Als Können möchte ich es gar nicht bezeichnen, denn es ist nichts, das ich bewusst herbeiführe oder übe, es ist vielmehr so, dass es passiert. Menschen, Dinge, Ereignisse, ich sehe sie einfach manchmal, wenn ich von ihnen erfahre oder an sie denken muss. Je mehr Wissen ich über etwas habe, desto deutlicher manifestiert es sich vor meinem geistigen Auge. Wie Schatten oder Geister, aber keine, vor denen man

sich fürchten muss, sie sind ja nicht wirklich da, sondern nur in meiner Vorstellung, die etwas sehr rege ist. Diese Bilder sind nichts Bleibendes, ich gehe an der Stelle vorüber, mit der sie verknüpft sind, oder denke an etwas anderes, dann ziehen sie sich zurück oder lösen sich auf.

Während der Besichtigung war der Wald ganz still gewesen. Auch deswegen hatte ich so schnell zugeschlagen. Ich hätte ahnen können, dass es nicht so bleiben würde. Damals war Februar gewesen, und der Wald hatte sich noch in Winterstarre befunden. Doch schon wenige Wochen nach meinem Einzug erwachte er mit einer beinahe zügellosen Lebendigkeit, mit der ich nicht gerechnet hatte. In den Baumkronen saßen plötzlich unzählige kleine Vögel, die voller Übermut trällerten, sangen, ja beinahe kreischten, als wäre der Winter von ihnen abgefallen wie eine eiserne Klammer. Am frühen Morgen, wenn das Licht durch die Zweige brach, fiel es in dunstigen, blassgelben Streifen auf den Moosboden und weckte Tag für Tag auf, was sich im Spätherbst darin eingegraben und verborgen hatte, um dann an Ort und Stelle zu erstarren; ein minimal pulsierender Organismus.

Mir fiel ein, wie ich vor Jahren mit Klara für Biologie geübt hatte und wie mich die Details, die ich aus meiner eigenen Schulzeit gar nicht mehr erinnert hatte, seltsam erschauern ließen. Diese Vorstellung, dass ein Lebewesen alle Lebensvorgänge derart reduziert, erst den Atem, dann die Muskelbewegungen. Bei Fröschen lässt sich während der Kältestarre gar keine Hirnaktivität mehr messen, ihr Herz schlägt nicht, auch kein anderes Organ arbeitet mehr, die Augen allerdings behal-

ten sie offen. Ich begriff es nicht, jeder Definition nach waren sie doch tot. Aber nein, wenn die richtige Zeit gekommen war, wachten die Tiere einfach wieder auf.

So wie jetzt. Wie auf ein geheimes Zeichen war auf einmal alles rege. Die braunen Buckel an den Ästen platzten, und das Grün stieß heraus, Blätter entrollten sich. Den Nadelbäumen waren wie über Nacht zarte, hellgrüne Pinselenden gewachsen. Die Brombeerhecke, die mir beim Einzug als graues, verdorrtes Durcheinander aufgefallen war, das ich bald entfernen wollte, schien mit einem Mal voller Saft, biegsam und vital. Man konnte beinahe zusehen, wie die Triebe täglich länger wurden und sich auf das Haus zuzubewegen schienen.

Ich konnte das Gewimmel, diese plötzliche Geschäftigkeit, das Gekrieche und Gerenne, das Anschwellen und Sichstrecken der Wurzeln und Äste um mich herum förmlich spüren. Ich schloss die Fenster, zog die Rollläden herunter, knipste Lampen an und nahm doch mit jeder Faser wahr, wie da draußen alles mit blinder, lustvoller Eile und Dringlichkeit heraustrieb, wie es mich ablenkte, wie es mich anstecken und aus dem Haus locken wollte. Damit ich hinsah, es atmete, anfasste, damit ich es bestaunte und bewunderte. Selbst drinnen und von allem abgeschottet war mir, als würde etwas an mir ziehen und zerren.

Ich widerstand. Schließlich war ich zum Schreiben hier. Ich plagte mich bereits ungewöhnlich lange mit dem Manuskript herum, ich war im Verzug, noch nicht dramatisch, aber der Abgabetermin rückte näher. Von jetzt an würde ich mit eiserner Disziplin arbeiten, es sollte mein bestes Buch werden, das

alle überzeugte. Deshalb richtete ich mich nur notdürftig ein, die meisten Dinge ließ ich zunächst in Kartons. Ich versuchte, darüber hinwegzusehen, dass sie den ohnehin kleinen Wohnraum verstopften und verschandelten. Die Hütte bestand aus Küche und angrenzendem Wohnraum, im Obergeschoss befand sich ein Schlafzimmer sowie ein Raum, den ich zum Arbeiten nutzte. Manchmal brauchte ich doch etwas aus den Kisten, was ich beim Suchen hervorholte, ließ ich liegen. Das hatte gerade einfach keine Priorität.

Priorität hatte der Schreibtisch. Zu meinem Ärger hatte ich vergessen, den Möbelpackern rechtzeitig zu sagen, dass einige Stücke ins Dachgeschoss mussten. Also wuchtete ich den Schreibtisch allein und trotzig hinauf, denn genau das war ich: allein und trotzig. Die Treppe war schmal, und ich schlug eine hässliche Macke in die Wand. Ich ärgerte mich darüber, aber noch viel mehr ärgerte ich mich über mich selbst. Jan würde mit dem Kopf schütteln, wenn er jetzt hier wäre. »Warum lässt du dir nicht helfen, Elli?«, hörte ich ihn förmlich.

»Jetzt steht er da ja«, murrte ich vor mich hin. Dann hatte ich den Schreibtisch betrachtet. Er fügte sich perfekt an genau diese Stelle. Durch das kleine Fenster fiel ein Rechteck aus Licht auf die Mitte der Schreibtischplatte, und ich fühlte, wie sich eine kleine Welle etwas dusseligen Glücks in mir erhob. Alles, was ich hier erreichen wollte, was ich mir erhoffte, war mir in diesem Moment einfach und machbar vorgekommen – so, wie sich eben alles leicht und machbar anfühlt, solange man es sich nur vorstellt.

Dann begann ich wirklich mit der Arbeit, und die kleine

Welle des Glücks schlug an Land auf und versickerte. Die Geschichte, die ich entworfen hatte, klang konstruiert und unglaubwürdig, jeder Satz, den ich schrieb, fühlte sich falsch an. Stunden flossen dahin wie Minuten, ohne jedes Ergebnis, alles war ermüdend und schwer und zum Verzweifeln. Riesige Angst befiel mich und wurde jeden Tag größer. Schreiben war mein Heilmittel, erfolgreiches Schreiben jedenfalls. Es gibt nicht viel, das ich gut kann, deshalb hängt für mich alles vom Schreiben ab. Doch ausgerechnet jetzt, wo ich meine Fähigkeiten so dringend brauchte, schienen sie mich verlassen zu haben. Es kam mir vor wie ein Fluch. Ich hatte die Einsamkeit gesucht, um etwas Großes zu erreichen, aber gefunden hatte ich nur Gespenster.

Ich hatte Viktorka gefunden. Das erste Mal sah ich sie während meiner täglichen Runde. Eine Stunde zügiges Gehen ist Pflicht für mich, man rostet sonst so schnell ein und bekommt einen runden Rücken, wenn man viel am Schreibtisch sitzt. Hier im Wald nahm ich immer den gleichen Weg, eine verwachsene Forststraße. Dort, wo sie eine erste Biegung macht, lag rechter Hand ein mächtiger, zerklüfteter Baumstamm. Einer von vielen. Es stimmte, was Voland gesagt hatte. Jeder dieser umgestürzten Bäume war einzigartig. Viele waren von dunkelgrünem Moos überwuchert, andere wiederum wirkten wie blankpoliert und silbrig glänzend. Von einem ragten die Wurzeln weg, gebogen wie Krallen einer riesigen Pranke. Manche hatten Löcher, oval und dunkel, wie ein aufgerissener Mund, geformt zu einem stummen Schrei.

Ich folgte also der Biegung des Weges, und da sah ich Vik-

torka auf einem vermoosten Baumstamm sitzen. Sie schaute hinunter, zu ihren Beinen, die sie baumeln ließ. Dann hob sie den Blick und sah mich direkt an, aus *Augen wie Kohlen*. Diese Beschreibung über sie fiel mir direkt ein, und es war erschreckend, wie sehr sie zutraf.

Ich ging weiter, etwas kopflos, etwas eiliger, und als ich den Teil des Waldes erreicht hatte, an dem es rechts und links des Weges sumpfig ist, sah ich sie wieder – durch den Schlamm watend, der ihr bis zu den Waden reichte. Diesmal sah sie mich nicht an, ihr Kopf war gesenkt, als würde sie in dem schmatzenden Moder nach etwas suchen. Sie hatte ihr Kleid gerafft und schien achtzugeben, dass es nicht schmutzig wurde. Auch als ich schon vorbei war, als ich schon lange, lange an ihr vorüber war, hatte ich das Gefühl, dass sie noch immer dort war. Und dass sie mir nachsah.

Ich ging zurück zum Haus und versuchte, an etwas anderes zu denken. Ich versuchte es wirklich sehr, aber wie das so ist mit solchen Versuchen, jeder Gedanke führte mich zurück zu ihrem Bild, und mit jedem Gedanken wurde es präsenter. Deshalb beschloss ich irgendwann, das Gegenteil zu tun. Und ich denke, dass es genau das war, was Viktorka wollte. Ich beschloss, nach ihr zu suchen.

Wieder stieg ich ins Dachzimmer, auf dem Schreibtisch lagen Ausdrucke meines begonnenen Manuskripts, ich ignorierte sie. Ich wollte wissen, was das Internet über Viktorka wusste.

Ich tippte also Viktorka in das Suchfeld ein, und da mir klar war, dass das zu unpräzise war, gab ich zusätzlich noch den Namen der Frau ein, mit dem Viktorkas Leben verbunden

war: Božena Němcová. Das war der Name der Schriftstellerin, die Větrník erfunden hatte. Das jedenfalls hatte ich all die Jahre geglaubt. Dann drückte ich Enter.

Noch an diesem Tag wurde ich krank. Erst spürte ich ein Ziehen in den Gliedern, das mir vertraut vorkam, aber ich zweifelte noch. Doch dann erfasste mich eine unüberwindbare Abgeschlagenheit und zwang mich ins Bett, wo ich bald darauf mit den Zähnen klapperte, obwohl ich mich unter alle Decken verkrochen hatte, die ich dahatte.

Als Kind hatte ich oft Fieber gehabt – damals, vor langer Zeit, in einem anderen Land. Im Erwachsenenalter war ich nur noch selten krank. Aber ich kannte die Abfolge noch gut: Nach der Kälte breitete sich die Hitze im Körper aus. Die Sinne trübten ein, man fühlte sich wie mit Blei beschwert. Ich hatte das Gefühl, klein und kleiner zu werden, und dann tauchte – wie früher, als ich so klein, krank und glühend gewesen war – meine Großmutter auf.

Ich hörte den Schlüssel in der Tür und wusste, dass sie es war. Denn meine Eltern arbeiteten. Ein krankes Kind war damals keine Entschuldigung. Aber sie hatten meiner Großmutter Bescheid gegeben, damit sie nach mir sah. Schon vom Flur aus rief sie in einem fort: »Eliška, mein Mädchen! Was ist mit dir? Wie geht es dir? Ich bin ja schon da. Ich eile!«

Jedes Mal klang sie, als läge ich im Sterben. Dabei ging es mir schon besser, wenn ich sie nur sah, wie sie hereinkam. Wie sie wirklich heraneilte, obwohl sie ein schlimmes Knie hatte und das Gehen ihr schwerfiel. Immer trug sie eine gemusterte Kittelschürze, und das Muster waren immer kleine Blumen.

Ihr Gesicht war rund und ihr Ausdruck mild. Ich las Liebe darin, und das tat so gut, denn in den meisten anderen Erwachsenengesichtern um mich herum las ich meistens Bedrücktheit, Sorge, Strenge, oft auch Resignation. Damals wusste ich noch nicht, woher das kam. Ich dachte, so wird man, wenn man älter wird. Aber ich wollte so werden wie meine Großmutter. Ich kannte das Leben ja noch nicht.

Sie legte mir die Hand auf die Stirn, rief »*Ježíš!*«. Sie setzte den Teekessel auf, lüftete das Zimmer, schüttelte Decke und Kissen auf, sie brachte mir kühlende Lappen, flößte mir mit einem Löffel etwas ein, das schrecklich süß schmeckte und trotzdem nicht süß genug war, um das Bittere darin zu überdecken. Sie stellte hundert Fragen: wie es mir ginge, ob ich Durst hätte, Hunger vielleicht? Ob sie mir Pudding, Grießbrei oder eine Suppe kochen sollte? Wo es weh täte, wann es angefangen habe und wie schlimm es wäre. Und als es endlich nichts mehr zu tun und zu fragen gab, setzte sie sich neben mich an den Bettrand.

»Komm«, sagte sie, und ich schlüpfte unter ihren Arm wie ein Küken unter den Flügel einer Henne. Ich schmiegte mich an ihren Körper, der üppig und weich war, und nie war ich irgendwo geborgener und besser aufgehoben als dort.

»Welches möchtest du?«, fragte sie, und dann erzählte sie mir jedes Märchen, das ich mir wünschte.

»Ich will den Wassermann hören«, flüsterte ich, damals oder heute, ich konnte es gerade nicht unterscheiden, aber ich schauderte, kaum dass ich meinen Wunsch ausgesprochen hatte, vor dem, was ich damit heraufbeschwor. Wie seltsam,

dass etwas zu wollen und etwas zu fürchten manchmal das Gleiche ist.

»Den Wassermann also«, wiederholte meine Großmutter, bedeutungsvoll und wissend.

Mit den ersten Sätzen, die sie aufsagte, sah ich ihn schon. Wie er da sitzt, der verkniffene grüne Schurke, auf dem Ast einer Pappel über dem See. Die Nacht bricht an, und der Mond leuchtet auf. Ich spürte die feuchte Kälte, die vom Wasser heraufzog. Ich roch die nassen, faulenden Blätter vom Ufer. Ich hörte, wie der Wassermann den Mond anfeuerte, für seine Zwecke.

*»Schein, mein Mond, schein hell,
dann näht mein Faden schnell.«*

Denn der Wassermann hatte etwas zu verrichten, ein Feiertagsgewand schneiderte er sich.

*»Mit roten Schuhen und grünem Wams
ist morgen dann mein Hochzeitstanz.«*

Und am nächsten Tag in aller Frühe erwachte ein Mädchen und wollte mit der Wäsche hinuntergehen zu diesem See. Aber die Mutter flehte es an, zu bleiben, weil eine schlimme Vorahnung sie plagte. »Hör auf die Mutter!«, wollte ich dem Mädchen zurufen, aber es hörte nicht. Ach, Kinder ...

Und schon als sie das erste Wäschestück ins Wasser tauchte, brach der Steg unter ihr, und etwas abseits auf seiner Pappel

klatschte der Wassermann vor Freude in seine kalten grünen Hände.

Da hatte er seine Braut.

Ich sank. Alles um mich herum war nass, hinter meinen Lidern schimmerte es grün, etwas schlang sich um mein Bein und zerrte an mir. Dann wachte ich auf, auf einem schweißnassen Laken, die Decken hatte ich zu den Füßen heruntergestrampelt, durch das Fenster fiel das grüne Licht des Waldes. Und in meinem benommenen Kopf hörte ich die nächsten Zeilen:

*Hier erstrahlt kein Sonnenschein,
weht kein Wind, kein lauer:
Stille, Kühle, Einsamkeit –
wie ein Herz in Trauer*

Niemand kam und fragte, wo es weh tat und wie lange schon. Niemand wechselte die Laken und schüttelte das Kissen auf. Kein Kessel pfiff vom Herd, keine Hand legte sich auf meine Stirn. Und dann weinte ich. Ich weinte vor lauter Kranksein und über alles, was ich nicht mehr habe, seit meine Mutter vor vielen Jahren an einem Sommertag bei Tagesanbruch sagte: »Wir gehen jetzt fort, und wir kommen nicht wieder.«

Was ich nicht mehr habe: eine Heimat, meine Großmutter, meine Muttersprache Tschechisch, mein Kätzchen, das Mikeš hieß, meinen richtigen Namen, meine Bücher, auch das über Viktorka nicht.

Ich wurde wieder krank, damals, als Kind. In regelmäßigen Abständen entzündeten sich meine Ohren, meine Lunge, mein Hals, einmal sogar meine Augen so heftig, dass leise Sorgen um mein Augenlicht geäußert wurden. Ich ahnte damals nicht, welche Rolle diese Krankheiten in unser aller Leben noch spielen würden.

In regelmäßigen Abständen stöhnte und schimpfte meine Mutter über meine Krankheiten, aber vor allem über die Fabrik, die mitten in der Stadt stand und der sie die Schuld an meinem schlechten Gesundheitszustand gab. Sie ersticken uns, klagte sie oft, aber ich begriff erst sehr viel später, dass sie damit nicht nur die rauchenden Schloten meinte.

Ich hatte die Schornsteine der Fabrik gezählt: Es waren vierzehn, und aus jedem von ihnen quoll Tag wie Nacht grauschwarzer Rauch. Der Rauch waberte über der Stadt, er gehörte zum Himmel dazu. Aus jedem Fenster unserer Wohnung konnte man ihn sehen, wenn man nach oben schaute. Wenn man den Blick geradeaus richtete, waren da die anderen Wohneinheiten. Betonblöcke, Reihe hinter Reihe hinter Reihe, alle grau, alle gleich. Wie Mauern hinter Mauern und so weiter.

Wegen der wiederkehrenden Krankheiten verpasste ich damals viel Schulstoff, und ich verpasste das Spielen zwischen den Häuserreihen mit den anderen Kindern. Jeden Tag, wenn meine Schwester Alena aus der Schule kam, blieb sie nur kurz, manchmal nur, um die Schulsachen abzulegen, dann lief sie die Treppen hinunter, wie die meisten anderen Kinder, und von da an hörte man sie unten kreischen, lachen, rufen. Meistens genau bis sechs, dann hörte man Stühlerücken und Geschirrklopfen aus den Wohnungen.

Weil ich so viel Zeit allein verbrachte, kannte ich jedes Geräusch unseres Hauses: das Surren des Fahrstuhls, wenn er fuhr, und das Rumpeln, mit dem er hielt. Ich wusste, wer im Haus die Tür leise schloss und wer sie unachtsam zufallen ließ. Ich konnte die schlurfenden Pantoffelschritte von Herrn Novák über uns von den klappernden seiner Frau unterscheiden und wusste immer, wer von ihnen sich gerade in welchem Teil der Wohnung aufhielt. Meine Mutter sagte manchmal, die Häuser seien aus Pappe gebaut und dass man schon daran ablesen könne, was wir wert seien. Mein Vater sagte dann, sie sollte solche Dinge lieber nicht laut sagen.

Nachts beruhigte sich das Haus, denn alle mussten früh raus, die Kinder in die Einrichtungen, die Erwachsenen in die Fabrik. Dann waren es nur noch meine Eltern, die ich durch die dünnen Wände hindurch hörte. Mir entging nicht, dass sie noch lange miteinander flüsterten und dass meine Mutter oft weinte.

Einmal, als sie mich mal wieder zu einem Arzt brachte, fiel das Wort *chronisch*. Später fragte ich meine Mutter, was das bedeutete. Wenn etwas sich hartnäckig hält oder nur schwer geheilt werden kann, erklärte sie mir. Von da an wusste ich, dass die Bronchitis bei mir chronisch war und bei ihr das heimliche Weinen.

Mir hatten die Krankheiten nicht viel ausgemacht, die verpassten Unterrichtsstunden sowieso nicht und meistens nicht einmal die verpassten Nachmittage mit den anderen zwischen den Häusern. Ich brachte die zähen Stunden des Alleinseins und der Langeweile hinter mich, bis ich mich wieder an meine

Großmutter schmiegen konnte und sie mir Geschichten erzählte. Dann entkam ich dem Bett, dem Haus, dem Fieber. Ich folgte ihrer Stimme in die tiefsten Wälder, zu den dunkelsten Seen und in Gärten, wo Früchte aus Gold an den Bäumen wuchsen und im Brunnen das Wasser des Lebens sprudelte.

Ich hörte ihre Märchen und Erzählungen so oft, dass ich nicht mehr nur auf den Inhalt achtete, sondern auch auf Muster, die sich wiederholten: Die Anzahl von Dingen war meistens sieben, Prüfungen, Rätsel oder Wünsche waren dagegen immer drei an der Zahl. In manchen Geschichten öffnete sich eine Pforte zu einer Welt hinter unserer Welt; Felsen schoben sich auseinander, die Erde teilte sich, oder schwere Tore glitten nach oben. Diese Zugänge führten zu anderen Dimensionen, der Zukunft, der Vergangenheit oder auch zu der Begegnung mit eigentümlichen Gestalten. Allerdings öffneten sich diese Pforten nur für bestimmte Menschen und nur an bestimmten mythologischen Tagen oder Stunden: zu Mitternacht, zur Mittagsstunde, wenn die Uhr zwölf schlug (dann flog die Tür auf, und die Mittagshexe *Polednice* trat ein, um die unartigen Kinder zu holen), am Karfreitag, zur winterlichen Sonnenwende oder im Sommer, während der Johannisnacht, in der Wünsche in Erfüllung gingen und im tiefen Wald die goldene Farnblüte aufleuchtete.

In den Geschichten, die meine Großmutter mir erzählte, konnten Tiere sprechen, manchmal waren sogar Gegenstände belebt. Sie gaben weisen Rat, enthüllten eine wichtige Wahrheit im richtigen Moment und belohnten denjenigen, der ein reines, gutes Herz bewies und eine gute Tat vollbrachte.

Am dritten Tag sank das Fieber endlich. Ich konnte mich aufrichten und langsam aufstehen. Ich wusch mich und machte mir eine Kleinigkeit zu essen. Ich wechselte die Bettwäsche. Alles kostete viel Kraft und trieb mir kalten Schweiß auf die Stirn. Um nicht immer nur zu liegen, wickelte ich mich in eine Decke, setzte mich in einen Sessel ans Fenster und starrte in den Wald hinaus. Das Wetter hatte sich verschlechtert, der Himmel war trüb, und das bedeutete hier im Wald, dass es so finster war, als würde es dämmern. Es musste geregnet haben, denn alles glänzte nass und tropfte.

So intensiv und so voller Details wie in den vergangenen Tagen hatte ich schon lange nicht mehr an früher gedacht, und ich wollte es auch jetzt nicht. Erinnern kann sich anfühlen, als würde man etwas noch einmal erleben. Aber wer will das denn, wenn er weiß, dass es dann weh tun wird? Doch gerade fehlte mir die Kraft, dagegen anzukämpfen. Es kam mir beinahe so vor, als hätte das Vergangene nur auf diesen Moment meiner Schwäche gewartet. Irgendwo hatte sich ein Riss gebildet, Viktorka war zuerst hindurchgeschlüpft, und nun folgte ihr der ganze Rest.

Ich legte meinen schmerzenden, von Fieber und Wehmut verhangenen Kopf gegen die Lehne und ließ kommen, was kommen wollte.

Mir fiel wieder ein, wie meine Großmutter mir irgendwann verraten hatte, von wem die meisten der Geschichten waren, die sie mir vorlas oder erzählte. Bis dahin war mir gar nicht in den Sinn gekommen, dass hinter allem eine Person stecken könnte; dass jemand diese Geschichten geschrieben hatte.

Der *Wassermann* war von Karel Jaromír Erben, aber die meisten anderen Märchen und Geschichten, die ich so liebte, hatte eine Frau geschrieben – ihr Name war Božena Němcová. Das, was meine Großmutter mir über sie erzählte, klang selbst wie eine Geschichte. Sie beschrieb – nein, sie schwärmte –, wie schön und klug Božena gewesen war und wie viel Talent sie hatte. Aber dann verfinsterte sich ihre Miene, und sie fügte an, dass die Schriftstellerin ein tragisches Leben gehabt hatte und dass ausgerechnet sie, die Geschichten schrieb, in denen die Liebe immer gewann, damit nur Unglück erfahren hatte. Meine Großmutter klang ehrlich betroffen, als würde sie über eine Freundin oder eine nahe Verwandte reden. Oder als kannte sie das selbst. Es klang so grausam, schön und interessant zugleich, dass sich in mir ein Bild zusammensetzte: Fortan war in meiner Vorstellung jemand, der Bücher schrieb, eine Frau, die in sich den Schmerz einer unglücklichen Liebe trug. Da ich damals weder wusste, wie vernichtend sich eine unglückliche Liebe anfühlen kann, noch, wie schwer es ist, Bücher zu schreiben, hielt ich beides für erstrebenswerte Ziele.

Ich schmiegte mich noch immer gerne in die Weichheit meiner Großmutter und ließ mir Geschichten erzählen, aber ich begann auch selbst zu lesen. Nachdem ich mich durch alle Kinderbücher gelesen hatte, die ich in unserem Haushalt finden konnte, durchsuchte ich das Regal meiner Eltern. Zu meiner Überraschung fand ich dort ein Buch von Božena Němcová, das ich noch nicht kannte und das anders anmutete als die anderen. Es war keine Sammlung von Erzählun-

gen, sondern eine einzige lange Geschichte. Das Buch hieß *Babička*, was so viel wie Großmutter heißt, aber viel weicher und zärtlicher klingt, vor allem, wenn man es so ausspricht, wie es im Tschechischen gemeint ist: *babitschka*. *Babička* – so nannte ich meine Großmutter auch. Oder *babi* oder *babinka*. Und sie nannte mich Eliška, mit einem š, das man wie ein *sch* ausspricht, wie Elischka. Sie nannte mich außerdem Elli, Ellinka oder Miška. Das Diminutiv ist im Tschechischen keine bloße Verniedlichung, es ist ein Grad von Liebe und Zuneigung, den man beliebig steigern kann.

Ich las ein bisschen in der *Babička* von Božena Němcová, aber es klang nicht wie ein Märchen, und ich hatte zunächst kein großes Interesse daran. Ich war nicht neugierig auf diese fremde Großmutter, ich hatte ja meine. Aber von ihr wollte ich trotzdem wissen, was für ein Buch von Božena das war.

»Das noch nicht«, sagte sie und nahm es mir aus der Hand.
»Das ist für Größere.«

Ich nahm das Buch an mich zurück. Ich hatte es bereits durchgeblättert, es war illustriert, und ich suchte für meine Großmutter das Bild heraus, an dem ich lange hängen geblieben war, weil es so fesselnd und rätselhaft war: Die Illustration war mit hastigen, groben Strichen gezeichnet. Sie zeigte einen finsternen, dichten Wald, und durch diesen Wald eilte eine Frau in einem weißen zerschlissenen Kleid. Ihre langen dunklen Haare fielen wirr an ihr herab. Sie beugte sich über etwas, das sie im Arm zu halten schien, aber die Haltung war

nur angedeutet, ihre Arme waren leer. Ihre Augen schienen vor Verzweiflung geweitet und starr.

»Aber wer ist das?«, fragte ich meine Großmutter.

»Das ist Viktorka«, sagte sie, und es war nicht zu überhören, dass sie nicht mehr dazu sagen wollte.

»Aber was ist mit ihr? Mit ihr ist doch was.« Ich gab noch nicht auf.

Meine Großmutter musterte mich. Sie musterte mich auf die Weise, wie ich später manchmal Klara musterte. Es ist die Art, wie auch andere Erwachsene Kinder anschauen, wenn sie von ihnen nach Dingen gefragt werden, die so schrecklich sind, dass man sie lieber noch von ihnen fernhalten möchte. Man betrachtet die Kinder und wägt ab, wie viel von dieser Welt man ihnen schon zumuten kann.

»Sie war sehr verzweifelt und hat ihr Kind in den Fluss geworfen«, sagte meine Großmutter schließlich. »Aber sie bereut es, und der Schmerz lässt sie jeden Tag trauernd umherlaufen und nach dem Kind rufen. Irgendwann hat sie den Verstand verloren.«

Meine Großmutter traute mir einiges zu. Und sie hatte recht, denn das, was sie über Viktorka sagte, erschreckte mich nicht. Ich erinnerte mich, dass ich etwas daran begriff. Wenn ich heute darüber nachdenke, finde ich das seltsam, denn ich war neun Jahre alt. Ich war weit davon entfernt, eine Frau zu sein, geschweige denn eine Mutter, aber alles an diesen wenigen Sätzen über Viktorka leuchtete mir mit einem unerklärlichen Verständnis ein. Woher kam es? Ich weiß es nicht. Vielleicht weil man schon als Mädchen die Frauen um sich herum beobachtet und versucht, in ihren Leben zu lesen; man

schaute auf die Mütter, auf ihre Freundinnen, auf die Tanten, die Großmütter. Man stellt sich spielend, unbeteiligt, wenn sie zusammensitzen, aber heimlich lauscht man doch ihren Gesprächen, vor allem dann, wenn sie die Stimme senken – denn dann fallen die Sätze, die man vielleicht noch nicht versteht, aber auf die man sich dennoch einen Reim zu machen versucht. Und allmählich fügt es sich, und man beginnt – schon als Mädchen – zu begreifen, was es heißt, eine Frau zu sein, und was im Leben deshalb alles auf einen zukommen kann.

Das war die rationale Erklärung, die ich dafür hatte, dass ich Viktorka damals nicht verurteilte, sondern verstand. Die irrationale lautet: Vielleicht war für einen Augenblick eine Pforte zu der Welt hinter unserer Welt aufgegangen, und ich hatte einen Blick nach vorn erhascht. Wie wenn der Wind die Seiten in einem Buch umblättert und man vorwegliest. Vielleicht schaute ich einen Augenblick lang gar nicht auf Viktorka, sondern auf mich selbst. Viele Jahre bevor ich verzweifelt an einem Flussufer stehen und unaufhaltsam weinen würde – weil ein Kind in mir wuchs, das ich gar nicht wollte.

Mühsam und mit zittrigen Gliedern stieg ich die Treppe ins Arbeitszimmer hoch. Ich schaltete den Rechner ein, wieder ignorierte ich das Manuskript. Ich hatte etwas anderes vor, und ich tat es wie in einem Rausch, ohne darüber nachzudenken, wie sinnvoll oder unsinnig es war.

Irgendwann unterbrach mich das Klingeln des Telefons. Es war Jan. Ich wusste, dass er mit sich gerungen hatte, mich an-

zurufen. Seit ich im Wald war, schwebten wir in einem Zwischenzustand. Wir waren nicht getrennt, aber auch nicht wirklich zusammen.

Jan versuchte, beiläufig zu klingen. Und ich gesund. Es klappte beides nicht gut.

»Bist du etwa krank, Elli?«

»Es geht schon besser.«

»Brauchst du etwas? Medikamente? Soll ich für dich einkaufen?«

»Danke, ich hab alles«, sagte ich. Es stimmte nicht.

Eine kurze Pause entstand.

»Was hältst du davon, wenn ich trotzdem mal vorbeikomme und wir reden über alles?«

Genau das wollte ich nicht. Ich wollte nicht reden. Vor allem nicht über alles. Ich wusste genau, wohin das führen würde.

»Das geht leider nicht«, sagte ich deshalb schnell, und um es zu bekräftigen, fügte ich an: »Ich werde ein paar Tage nicht hier sein.«

»Oh, okay, wo wirst du denn sein?«

»In Tschechien.«

Ich zog die Luft ein, nachdem ich es ausgesprochen hatte. Bis zu seinem Anruf hatte ich Landkarten angesehen, die Reiseroute angeschaut. Ich hatte nach möglichen Unterkünften gesucht. Und trotzdem war alles nur eine Überlegung gewesen. Doch jetzt, wo ich es gesagt hatte, war es eine Absicht.

»Ist etwas passiert?«

»Nein, ich möchte nur so hin.«

An der Pause, die entstand, merkte ich, wie überrascht er war. Ich fuhr nie einfach nur so dorthin. Ich war seit vielen

Jahren nicht mehr dort gewesen. Jan wusste das, und er hatte sich oft darüber gewundert.

»Wo genau bist du geboren? Woran Erinnerst du dich noch? Wie war das Leben dort? Warum fährst du nicht mal hin? Warum fahren wir nicht mal zusammen hin, und du zeigst mir alles?« Solche Fragen hatte er mir öfter gestellt.

Aber ich ließ ihn immer auflaufen. Das ist alles lange her, sagte ich. Oder: Ich habe damit abgeschlossen. Ich sagte nicht: Ich habe Angst, dass der Schmerz mich zerreißt.

Die unangenehm lange Pause hätte nicht sein müssen, wenn ich gefragt hätte: »Willst du nicht mitkommen? Das wolltest du doch immer.«

Ich wusste, dass er auf diese Frage wartete. Aber ich stellte sie nicht.

Warum sagte er nicht endlich: »Du, Elli, das mit uns ergibt für mich keinen Sinn mehr.« Warum wurde er nicht endlich laut oder wütend oder vorwurfsvoll? Damit hätte ich umgehen können. Damit schon.

Aber Jan schwieg noch einen Moment, dann sagte er: »Ich warte, Elli. Ich warte hier auf dich.«

Viktorka war keine bloße Romanfigur. Das hatte ich herausgefunden, nachdem ich ihren und Boženas Namen in die Suchmaschine eingegeben hatte. Es hatte sie wirklich gegeben. In Boženas Buch stirbt sie früh, aber in Wahrheit – das wusste ich jetzt – hatte sie bis ins hohe Alter allein im Wald gelebt, mehr als ein halbes Jahrhundert lang. Im Wald eines Tals, in dessen Ausläufern beide Frauen einst aufgewachsen waren. An diesen Ort würde ich fahren. Ich hatte keine Ahnung,

was ich mir davon versprach oder was mich dort erwarten würde. Außerdem würde mein Buch, dieses große und wichtige Projekt, liegen bleiben, ich würde in Verzug kommen. Alles an der Idee war unvernünftig, das sagte ich mir immer wieder.

Dann fuhr ich los.